

Strukturalismus und Sprachinhaltsforschung

Von Helmut Gipper

Nachdem der Präsident des Institutes vergeblich versucht hatte, aus den Reihen der Kommission für strukturalistische Grammatik einen Herrn zu erreichen, der für den leider durch einen Unfall verhinderten Vortragenden, Herrn Professor Zwirner, einspringen konnte, bat er mich in letzter Minute, ein Referat über das Verhältnis von Sprachinhaltsforschung und Strukturalismus zu übernehmen, damit der Tagungsbeginn nicht gefährdet werde. Wenn ich mich trotz der kurzen Vorbereitungszeit von knapp drei Tagen zur Zusage entschloß, so nur deshalb, weil der vorgesehene Vortrag Professor Zwirners vermutlich nicht ohne Beziehung zu einem Briefwechsel gewesen wäre, den ich im Anschluß an ein Referat auf der Gründungstagung der Societas Linguistica Europaea in Kiel (Februar 1966) mit ihm geführt hatte.

Ich darf daher diese Vorgeschichte kurz skizzieren:

Ausgangspunkt war, wie gesagt, mein Kieler Referat mit dem Titel: „Zielsetzungen der Sprachwissenschaft 1924 und heute. Versuch einer Standortbestimmung aus Anlaß der Gründung der Societas Linguistica Europaea.“

Ich hatte damit gerechnet, daß dieser Vortrag, welchen der Diskussionsleiter Professor Fourquet als eine „mutige Stellungnahme“ bezeichnete, einen heftigen Streit der Meinungen auslösen würde, fand jedoch überraschenderweise vorwiegend Zustimmung, z. B. von den Herren K. O. Apel (Kiel), B. Collinder (Uppsala), H. Eggers (Saarbrücken), W. Eilers (Würzburg), M. Mayrhofer (Wien), F. Rundgren (Uppsala) und C. de Simone (Freiburg). Auch H. Weinrich stimmte, wenn auch mit Vorbehalten, zu. Erst nachträglich meldete Herr Professor Zwirner, der in Kiel nicht anwesend war, aber meinen vervielfältigten Text erhalten hatte, entschiedene Einwände an. Sie führten zu einem Briefwechsel, aus dem hervorging, daß sich seine Bedenken vor allem gegen die Zielsetzungen und Methoden der Sprachinhaltsforschung richteten. Herr Professor Zwirner schlug schließlich vor, in einer offenen Diskussion die beiderseitigen Standpunkte zu erörtern. Ich nehme an, daß dieser Wunsch auch dem Plan für die heutige Sitzung zugrunde gelegen hat.

Meine Absicht ist nun, zunächst die Grundgedanken meines Kieler Referates, das in der geplanten Zeitschrift der Societas veröffentlicht werden soll, zu wiederholen und dabei jene Punkte hervorzuheben, die Professor Zwirners Einspruch provozierten. Ich möchte dann die wichtigsten Einwände Professor Zwirners, soweit dies ohne Indiskretion möglich erscheint, darlegen und dazu meinerseits kurz Stellung nehmen. Ich beziehe dabei den Aufsatz von E. Zwirner: „System der Sprachen und System der Wissenschaften“ (IF 68, 1963, S. 133–148) ein, der einige seiner Argumente bereits vorwegnimmt, mir aber leider im Frühjahr noch unbekannt war. Schließlich werde ich versuchen, die Hauptgesichtspunkte beider Seiten gegenüberzustellen, um so geeignete Ansatzpunkte für die anschließende Aussprache zu schaffen.

Ausgangspunkt meiner Kieler Ausführungen waren die Zielsetzungen, die den Gründern der Linguistic Society of America im Dezember 1924 vorgeschwebt hatten. Damals war es das erklärte Ziel der Initiatoren, die Sprachwissenschaft aus der untergeordneten Stellung einer bloßen Hilfswissenschaft der Einzelphilologien zu befreien und ihr den Status einer eigenständigen Wissenschaft zu verschaffen. Vor allem waren die theoretischen und methodischen Beiträge von Leonard Bloomfield wegweisend (vgl. besonders seinen programmatischen Aufsatz „A Set of Postulates for the Science of Language“, *Language* 2, 1926, 153–164). Bloomfield forderte ein neues Selbstverständnis der Linguistik und eine Neuorientierung der sprachwissenschaftlichen Arbeit.

Es schien mir nun dringend geboten, bei der Gründung eines europäischen Pendantes zu der amerikanischen Gesellschaft, der Societas Linguistica Europaea, zu überprüfen, ob wir heute noch von den gleichen Voraussetzungen und Vorstellungen ausgehen können und dürfen.

Bloomfield ging unter dem Eindruck des Vorbildes der sogenannten exakten Wissenschaften von einer positivistisch-behavioristischen Wissenschaftsauffassung aus. Er forderte in den folgenden Jahren immer stärker eine Abkehr von mentalistischen und „animistischen“ Vorstellungen, wie sie in den Frühstadien der Sprachwissenschaft vorgeherrscht hatten, und trat für eine Übersetzung der herkömmlichen Terminologie in die Sprache der Physik und der Biologie ein. Noch entschiedener als die Mitbegründer dieser spezifischen Wissenschaftsauffassung, Rudolf Carnap und Otto Neurath, setzte sich Bloomfield für eine strenge Beachtung jener Postulate ein, die im sogenannten Wiener Kreis aufgestellt worden waren. Das Sprachgeschehen sollte nach Möglichkeit auf das Denkmodell von „stimulus“

und „response“ reduziert werden, um strenge Analysen mit Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zu ermöglichen. Der Einfluß der sogenannten objektiven Psychologie I. Pavlovs, besonders seines Modells des bedingten Reflexes, ist hier ganz deutlich. Die Sprache sollte systematisch den Forschungsgegenständen der sogenannten exakten Wissenschaften gleichgestellt werden. Ziel war, die Sprache als ein Objekt anzusehen, das mit quantitativ-analysierenden Methoden – vermeintlich vorurteilsfrei – erschöpfend zu beschreiben wäre. Dies sollte möglichst ohne Rückgriff auf außersprachliche Faktoren geschehen.¹

Der damit eingeschlagene Weg führte, wie wir alle wissen, zum Strukturalismus, einer Forschungsrichtung, deren Ursprünge zwar sämtlich in Europa liegen (Baudouin de Courtenay, Trubetzkoy, de Saussure, Noreen u. a.²), die aber in den Staaten ihre eigentliche Durchschlagskraft gewann. Heute allerdings ist „Strukturalismus“ bereits ein Sammelname für recht heterogene Richtungen geworden, genau so, wie die Forscher, die man der sogenannten Sprachinhaltsforschung zurechnen darf, zum Teil recht unterschiedliche eigene Auffassungen vertreten. Daher ist größte Vorsicht bei jedem Versuch einer generalisierenden Charakterisierung und Gegenüberstellung geboten. Jedoch bleiben dort wie hier bestimmte Grundanschauungen gemeinsam, und es muß zum Zweck einer vorläufigen Orientierung gestattet sein, diese Züge hervorzuheben.

Die Glossematik L. Hjelmslevs darf dabei in gewisser Weise als eine europäische Variante des Strukturalismus mit spezifisch eigener, algebratisierender Tendenz und einigen charakteristischen Unterschieden (z. B. der durchgehenden Berücksichtigung der content-side) betrachtet werden. Auch Bestrebungen L. Tesnières u. a. sind methodisch wesensverwandt. Bei aller Vielfalt der strukturalistischen Strömungen scheinen mir folgende Gesichtspunkte gemeinsam zu sein:

1. Das Bemühen, synchrone Sprachstrukturen auf Grund exakt-formaler Systemerprobung, vornehmlich an der Lautgestalt ansetzend, am Material eines geschlossenen Corpus zu beschreiben.

¹ Vgl. hierzu L. Bloomfield, *Language or ideas?* Language 12, 1936, S. 89–95, und *Linguistic aspects of science*, Chicago 1939, VIII, 59 S.

² Vgl. Björn Collinder, *Les origines du structuralisme*, Acta Universitatis Upsaliensis, Nova Series 1:1, Stockholm 1962, 15 S.

2. Methodischer Ausgangspunkt ist die Ermittlung der sich wiederholenden Einheiten durch Analyse der Lautketten, eine Prozedur, die auf verschiedenen Ebenen fortzusetzen ist.
3. Hauptziel ist, so darf man vielleicht sagen, die Entwicklung einer nachvollziehbaren Technik der Segmentierung und Transformierung auf den verschiedenen Beobachtungsebenen, wobei die Phonem- und Morphemebenen lange Zeit als vorrangig galten. Besonders ausgebaut wurde das Verfahren der sogenannten Distributional Analysis und der Immediate Constituent Analysis (ICA). Die gewohnten Größen von Wort und Satz werden dabei von manchen Vertretern aufgegeben.
4. Charakteristisch war und ist auch heute vielfach noch die Tendenz, nach Möglichkeit die „meaning“-Komponenten auszuschalten. Sie werden meist nur mehr oder minder verdeckt in Gestalt der „intuition of the native speaker“ (Sprachgefühl) zugelassen.

Diese Meaning-Feindlichkeit tritt im Spätwerk Bloomfields immer deutlicher hervor, wenn auch die semantische Seite bei ihm keineswegs ganz übersehen wird (vgl. z. B. das Kapitel „Meaning“ in seinem Buch „Language“, New York 1933).

Allgemein besteht eine Skepsis gegenüber der Möglichkeit einer exakten Erfassung der geistig-inhaltlichen Seite der Sprachen, und zwar vor allem deshalb, weil diese mit unkontrollierbaren psychischen Faktoren verknüpft erscheint.

Diese Einstellung läßt sich wissenschaftstheoretisch recht gut vom logischen Positivismus des Wiener Kreises her begründen: Schon Moritz Schlick hatte darauf hingewiesen, daß Inhalte nicht mitteilbar seien, sondern nur Strukturen. Gottlob Frege, einer der Begründer moderner Sprachkritik, hat den folgenschweren Vorschlag gemacht, die Bedeutung dem (außersprachlichen) Gegenstand gleichzusetzen. Ihm schloß sich auch der junge Wittgenstein des *Tractatus logico-philosophicus* an.³

Wenn aber die Bedeutung als außersprachlich angesehen wird, dann darf der Linguist sie mit Recht ausklammern. Hier scheint mir ein wesentlicher Grund für die strukturalistische Abneigung gegen semantische Untersuchungen zu liegen. Sie hängt zusammen mit der Leugnung der Möglichkeit psychischer Introspektion, wie sie sich

³ Diese Zusammenhänge sind im ersten Kapitel meiner Bausteine zur Sprachinhaltsforschung, Düsseldorf 1963, ausführlicher dargestellt.

aus positivistisch-behavioristischer Sicht heraus folgerichtig ergab. Die treffendste Kritik an dieser Sprachtheorie hat meines Erachtens Erwin Straus in seinem aufschlußreichen Buch: „Vom Sinn der Sinne“ (2. Aufl. 1956) geliefert.⁴

In der Tat liegen gerade hier Fallstricke des Strukturalismus verborgen: Die Ausschaltung der meaning-Seite erweist sich nämlich, sosehr sie auch dem Bestreben nach methodischer Strenge entspringen mag, praktisch als undurchführbar. Schon bei der Ermittlung der Phoneme bleibt die Bedeutung unumgänglich die letzte Entscheidungsinstantz bei der Bestimmung geltender Oppositionen. Als weitere strukturalistische Forderungen sind zu nennen:

1. Die Bedingung der Nachvollziehbarkeit aller Analysen, d. h. Explizierung aller Schritte, und
2. das Ziel der Voraussagbarkeit richtiger, aber nicht im Corpus vorkommender Äußerungen (wogegen natürlich nicht das Geringste einzuwenden ist).

Soviel zur allgemeinen Orientierung.

Ein weiter Weg führt nun von Z. S. Harris und Ch. F. Hockett zu G. A. Miller und N. Chomsky. In wachsendem Maße wurden beim Ausbau der Methoden die Hilfsmittel der formalen Logik und der Mathematik genutzt.

Die vorläufig letzte Stufe scheint mit der sogenannten „generative“ bzw. „transformational grammar“ erreicht zu sein.⁵ (Neben den Arbeiten N. Chomskys und der Ostberliner Arbeitsgruppe sei hier das gut informierende Buch von Emmon Bach: „An Introduction to Transformational Grammars“, New York 1964, genannt). Es geht bei den letztgenannten Bestrebungen vor allem um die Ermittlung von Regeln zur Erzeugung grammatisch richtiger Sätze einer Sprache, wobei sich Chomsky sogar auf Humboldts Satz von der Sprache als Erzeugung berufen hat.

Die Theorie muß nach Bachs Darstellung sein: formal (d. h. bei ihm: ohne Berücksichtigung der Bedeutung), explicit, complete und simple (a. a. O., S. 10).

⁴ Dazu auch: Bausteine zur Sprachinhaltsforschung, S. 65ff.

⁵ Trotz offenkundig neuer Tendenzen darf man m. E. diese Strömung schon aus heuristischen Gründen noch zum „Strukturalismus“ im weiteren Sinne rechnen, und zwar handelt es sich um den notwendigen Übergang von statischer zu energetischer Betrachtungsweise.

Die Striktheit einiger dieser methodischen Forderungen wäre im Grunde wesentlich strengeren Systemen angemessen, als es die natürlichen Sprachen sind. (Wo bleiben, um nur eine aus dieser methodischen Askese erwachsende Schwierigkeit zu erwähnen, die zahlreichen sprachlichen Einheiten, die sich selbst in einem umfangreichen Corpus nicht zu wiederholen brauchen?) Es ist hier natürlich die Frage nach der Angemessenheit der Methode an den Gegenstand zu stellen. Dazu hat W. Schlachter in seiner besonnenen Kritik am Werk Z. S. Harris' unter dem Titel „Sprachschichtung und strukturalistische Methodik“ (DVj 36, 1962, S. 69–152) einen beachtenswerten Beitrag geliefert. Er hat vor allem bestimmte Einseitigkeiten und Inkonsistenzen nachgewiesen und mit Recht betont, daß der Sprachstruktur mit reinen Kombinationsregeln allein nicht beizukommen ist. Auch weist er darauf hin, daß die Strenge stellenweise mit einer fast spielerischen Willkür erkaufte ist. Seine kritische Analyse bestätigt die Beobachtung anderer, daß das Streben nach konsequenter Ausschaltung aller schwer kontrollierbaren subjektiven Elemente im Grunde zu einem Selbstbetrug führt, was bei dem Versuch der Ausschaltung der *meaning* ganz deutlich wird. Die härteste Kritik an N. Chomsky findet sich in dem soeben erschienenen Bändchen der Rowohlt-Enzyklopädie von Mortimer Taube: „Der Mythos der Denkmaschine. Kritische Betrachtungen zur Kybernetik“ (rde 245, Reinbek 1966). Taube wirft Chomsky Schludrigkeit in der Definition seiner Prämissen vor und zieht ihn zahlreicher Verstöße gegen die Gebote der geforderten Exaktheit (z. B. bezüglich der sogenannten *kernel-sentences* – in denen übrigens das alte Problem der Protokoll- bzw. Atomsätze des Wiener Kreises wiederkehrt). Taube geht so weit, von „törichter Agilität“ zu sprechen sowie von der „Fähigkeit, mit Worten Schindluder zu treiben und bei logischen und mathematischen Erörterungen ‚Begriffe‘ zu benutzen, deren Vagheit das übliche Maß nicht überschreitet“ (ebd., S. 66).

Ich schließe mich dieser scharfen Kritik, auch wenn sie in manchem zutreffend sein mag, allerdings nicht an, und zwar nicht nur deshalb nicht, weil Taube als Experte auf dem Gebiet des amerikanischen Informationswesens wohl nicht kompetent für die Beurteilung dieser sprachwissenschaftlichen Methode ist, sondern vor allem deshalb nicht, weil N. Chomsky noch in voller Entwicklung begriffen ist. Dabei gewinnt mit dem Rückgriff auf die *Grammaire de Port Royal* auch die europäische Tradition erneute Beachtung. Er veröffentlicht

allerdings meines Erachtens zu viel und zu schnell. In seiner Bedeutung für die Förderung der modernen Sprachtheorie dürfte er von manchen doch überschätzt werden.⁶

Meine Stellungnahme zum Strukturalismus möchte vielmehr auf die erkenntnistheoretischen Grundlagen lenken und damit an den Kern der Sache führen: Wissenschaftsgeschichtlich können die Bestrebungen des Strukturalismus, einem Vorschlag des Kieler Philosophen K. O. Apel folgend, als „technisch-szientifischer Ansatz“ angesprochen werden.⁷ Bei den hier entwickelten Methoden wird die Sprache zu einem mit mathematiknahen formalen Verfahrensweisen manipulierbaren Objekt. Als linguistisch relevant wird dabei letzten Endes nur das anerkannt, was sich im erkenntnistheoretischen Kategoriennetz des Neopositivismus, des Behaviorismus, des Pragmatismus und der formalen Logik fängt. Es handelt sich, mit Helmut Schelsky zu reden, um eine „objektivistische Thematisierung der menschlichen Wirklichkeitserfahrung“, die sich vor allem bei unbelebten Forschungsgegenständen bewährt hat.⁸

Die Möglichkeiten, die dieser Weg der Sprachwissenschaft bietet, mögen noch lange nicht erschöpft sein, sie bleiben jedoch prinzipiell begrenzt.

Die Verdienste, die sich der Strukturalismus um eine Reinigung und Zuschärfung der sprachwissenschaftlichen Methoden erworben hat, bleiben davon unberührt. Was hier an minutiöser Deskriptionsarbeit geleistet worden ist, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Allerdings ist hier niemandem ein Urteil erlaubt, der diese zum Teil sehr schwierigen Werke nicht eingehend studiert hat. Freilich muß auch gesagt werden, daß die Strenge zweifellos zur Enge und diese wiederum zur Einseitigkeit geführt hat. So bleibt ein allgemeiner Gewinn zu verzeichnen, der jedoch noch nicht ausreicht. Diese einschränkenden Feststellungen entspringen nicht etwa der gerade bei uns ziemlich verbreiteten Abneigung gegen formalisierende Verfahrensweisen in den Geisteswissenschaften, sondern vielmehr der

⁶ Soeben ist schon wieder ein neues Buch von Chomsky erschienen, das, wie schon der Titel: *Cartesian Linguistics*, New York/London 1966, zeigt, seine Bemühung um einen Anschluß an die europäische Tradition des Cartesianismus, aber auch an Schlegel, Herder und Humboldt vollends bestätigt.

⁷ Vgl. hierzu die wichtige Einleitung K. O. Apels zu seinem Buch: *Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico*, Bonn 1963.

⁸ Vgl. H. Schelsky, *Zum Begriff der tierischen Subjektivität*, *Studium Generale* 3, 1950, S. 102–116, und dazu: *Bausteine zur Sprachinhaltsforschung*, 472ff.

Einsicht, daß die Sprache bzw. die Sprachen ein Forschungsgegenstand besonderer Art sind, dem auf dem technisch-scientifischen Weg allein nicht beizukommen ist. Vielmehr ist zu ihrer wissenschaftlichen Erforschung eine Verbreiterung der erkenntnistheoretischen Voraussetzungen unbedingt nötig. Dabei haben wir meines Erachtens auch die Verpflichtung, uns des Erbes der abendländischen Philosophie und insonderheit unserer Sprachphilosophie würdig zu erweisen.

Die Sprache (*langage* und *langue*) ist eben ein Phänomen, das zu eng mit dem Wesen des Menschen verknüpft ist, als daß wir sie uns wie andere Objekte unserer Wirklichkeitserfahrung gegenüberzustellen vermöchten. Die menschliche Existenz ist derart mit ihr verwoben, daß wir ihr gegenüber nie ganz vorurteilsfreie Beobachter sein können. Infolgedessen ist hier auch eine „reine“ Beschreibung noch weniger möglich als anderswo. Stets sind hier individuelle und soziale Voraussetzungen mit im Spiel. Der Sinnhorizont der Sprache, in der wir aufgewachsen sind, bzw. der Sprachen, die wir erlernt haben, bleibt nicht ohne Einfluß auf unsere Sehweise und unser Urteil. Strukturzüge und Merkmale, die wir aus den Texten herauszupräparieren hoffen, müssen dabei schon in uns bzw. im „native speaker“, dem Informanten, vorausgesetzt werden. Es handelt sich eben um Sinngebilde mit eigener Gesetzmäßigkeit. Wir müssen dazu quasi in diesen Sinn „hineinspringen“ und doch zugleich Distanz zu ihm zu gewinnen suchen, wenn überhaupt Beschreibung möglich werden soll. Hier gewinnt das Problem des Verstehens grundlegende Bedeutung, vor allem verdient der hier notwendig auftretende hermeneutische Zirkel mit all seinen Konsequenzen eingehende Berücksichtigung. Ein bestimmtes, apriorisches Weltverständnis ist immer mit im Spiel, selbstverständlich auch bei den Positionen des Positivismus und des Behaviorismus. (So zeigt sich der amerikanische Linguist bereits einer bestimmten Wissenschaftsauffassung verpflichtet, wenn er die Sprache als „kind of human behavior“ definiert.) Die Sehweise bestimmt, wie auch E. Zwirner mit Recht betont, den Gegenstand entscheidend mit.

Beim technisch-scientifischen Ansatz kommt es zu einer Unterbelichtung wesentlicher Seiten des Phänomens Sprache. Die Sprache erweist sich überdies recht spröde gegenüber Methoden, die den sogenannten exakten Wissenschaften abgelauscht sind. Ohne Überheblichkeit darf man meines Erachtens sagen, daß die meisten ameri-

kanischen Strukturalisten erkenntnistheoretisch in gewisser Hinsicht naiv sind.

Der technisch-scientifische Ansatz ist unbedingt, und damit kommen wir zur anderen Seite der Medaille, zu ergänzen um das, was K. O. Apel den „transzendental-hermeneutischen“ Ansatz nennt.⁹ In diesen ist das Erbe des philosophischen Kritizismus und des Idealismus, die Hegelsche Dialektik, die Existenzphilosophie und die Hermeneutik einzubringen. Sprache ist letzten Endes, auch wenn diese mentalistische Ausdrucksweise für das Ohr eines positivistisch eingestellten Forschers anstößig klingen mag, „tönender Sinn“ (W. v. Humboldt), objektiver bzw. objektivierter Geist (Hegel, Freyer). Seine Struktur ist nicht isoliert zu erfassen, sondern nur in weiteren Zusammenhängen. Sinn und Bedeutung, die geistig-inhaltliche Seite der Sprache ist deshalb, so möchte ich sagen, wieder in ihre angestammten Rechte einzusetzen, allerdings mit geläuterten methodischen Mitteln, und zwar durchaus unter Einschluß strukturalistischer Verfahrenswesen. Roman Jakobsens Mahnung: „Linguistics without meaning is meaningless“ kann nicht oft genug wiederholt werden. Sprachwissenschaft scheint mir nun einmal als selbstgenügsame empirische Wissenschaft nicht möglich zu sein. Zielt doch die Sprache, d. h. jede geschichtlich gewachsene, natürliche Sprache, mit ihrem biologisch-physikalischen Aspekt auf Verfügbarmachung von Geist. Dieser aber ist dadurch gekennzeichnet, daß er über sich hinausweist, und zwar im Falle der Sprache erstens auf das, worüber gesprochen wird, zweitens auf den, der spricht, drittens auf die Gemeinschaft, deren Sprache dabei aktiviert wird, und viertens auf das beteiligte Sprachsystem selbst.

Es handelt sich also um eine Mehrstrahligkeit der semantischen Relation, worauf in jüngster Zeit besonders B. Liebrucks im Anschluß an K. Bühler wieder hingewiesen hat.¹⁰ Dabei sind über-rationale Bezüge nie ganz auszuschalten. Berücksichtigt man dies, dann wird man zu der Einsicht gedrängt, daß die Sprache, soll sie wirklich zureichend beschrieben werden, als isolierter Forschungsgegenstand aufgegeben und statt dessen der Funktionskreis Mensch – Sprache – Welt in den Blick genommen werden muß.

Die Sprache kann infolgedessen auch nicht ausschließlich objektivistisch thematisiert werden, sondern sie ist in ihrem semantischen

⁹ A. a. O., Einleitungskapitel.

¹⁰ B. Liebrucks, Sprache und Bewußtsein, 1. Bd., Frankfurt 1964, S. 419ff.

Kernbereich im Schelskyschen Sinne zusätzlich „subjektivistisch“ (nicht zu verwechseln mit „subjektiv“!) zu thematisieren.¹¹ Das heißt, sie ist zu behandeln wie Forschungsgegenstände mit eigener Individualität (wie z. B. Lebewesen), wobei der entscheidende Unterschied zu den nichtbelebten Objekten darin besteht, daß hier anders als bei toten Sachen mit Rückwirkungen des zu Beobachtenden auf den Beobachter zu rechnen ist. In dieser Sicht sind aber gerade Instanzen wie „Sprachempfinden“ (intuition of the native speaker) keine *quantité négligeable*, sondern irreduzible Kontrollinstanzen, die die Gesamtanalyse steuern und regeln und deshalb ausdrücklich anerkannt werden müssen.

Das, was der Sprecher an seiner Sprache erlebt, was er beabsichtigt und was er versteht, muß ausdrücklich einbezogen werden. Die Sprachwissenschaft muß daher aus ihrer Isolierung herausstreben. Sie muß meines Erachtens Verbindung zu allen Disziplinen suchen, die Aufschlüsse über die Wechselwirkungen von Mensch bzw. Sprachgemeinschaft, Sprache und Welt zu geben vermögen. Philosophie, Psychologie, Anthropologie, Ethnologie, Soziologie, aber unter Umständen auch Mathematik, ja sogar Neurologie und Zytologie (die z. B. Aufschlüsse über Struktur und Funktionsweise der Zellverbände in den Sprachzentren zu geben verspricht) können in verschiedenen Zusammenhängen wichtig werden.¹²

Ich bin mir bewußt, daß an dieser Stelle Einwände zu erwarten sind. (In der Tat liegt hier auch ein entscheidender Punkt der Kritik Professor Zwirners). Mancher mag sich gedrängt fühlen, hier die alte Forderung nach Fernhalten alles Außersprachlichen aus der Sprachwissenschaft zu wiederholen. Man könnte mir, wie ich in Kiel scherzhaft sagte, zurufen: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ Meine Antwort darauf kann aber auch heute nur lauten: Was soll ein Schuster machen, dessen Leisten, so, wie die Dinge nun einmal liegen, in alle Bereiche menschlichen Wissens und Forschens hineinragt? Wer selbstkritisch genug ist, muß eingestehen, daß fast keine sprachwissenschaftliche Frage ohne die Berücksichtigung außersprachlicher Faktoren zu beantworten ist. Schon die Frage nach den sprachsystemkonstituierenden phonologischen Oppositionen führt

¹¹ A. a. O. (Anm. 8).

¹² Vgl. meinen Entwurf einer ganzheitlichen Schau des Beziehungsgefüges von Mensch bzw. Sprachgemeinschaft, Sprache und Welt im 6. Kapitel der Bausteine: Eigenwelt und Sprachwelt.

zwangsläufig in weitere (z. B. physiologische) Zusammenhänge hinein. Deshalb bleiben rein negative Bestimmungen wie die F. de Saussures: „Il n'y a dans la langue que des différences, mais sans termes positifs“, letzten Endes unbefriedigend. Zusätzlich sind positive Bestimmungen zu fordern, wie sie z. B. Trubetzkoy auch anfangs für die Definition des Phonems vorgesehen hatte. Von hier aus ist auch J. Lohmanns Forderung nach einer positiven Semantik zu verstehen.¹³

Als ein konkretes Beispiel für die Verflechtung eines Sprachproblems mit außersprachlichen Voraussetzungen seien hier nur die Farbwortuntersuchungen erwähnt: Hier ist ohne den Blick auf die physiologischen Voraussetzungen der Sehenden und auf die Struktur der physikalischen Vorbedingungen des Sehprozesses keine ausreichende Bestimmung eigentümlicher Wortfeldgliederungen zu erzielen.

Freilich ist es nun nicht etwa so, als könnten von außersprachlichen Voraussetzungen her sprachliche Strukturen „vorausgesagt“ werden, wohl aber sind bestimmte Möglichkeiten sprachlicher Gliederungen (etwa die Reihenfolge der Farbtöne) vorherzusehen. Innersprachliche Ordnungen bedürfen nicht selten außersprachlicher Vergleichsfolien, um vor diesem Hintergrund in ihrer Eigenart sichtbar gemacht werden zu können.¹⁴

Dabei gilt es jeweils, Stellenwert und Eigenwert der einzelnen Elemente im sprachlichen Gefüge zu ermitteln, wobei die Verhältnisse in verschiedenen Sinnbereichen auch verschieden gelagert sein können. Dies gilt natürlich auch für höhere Einheiten, über die stehenden Wendungen und die Satzbaupläne hinaus bis zu dem hin, was man ohne Mystifikation als „Weltansicht der Sprache“ im Sinne Wilhelm von Humboldts bezeichnen darf.

Anzuschließen wäre hier die Forderung nach einer weltweiten Sprachentypologie, d. h. dem umfassenden Versuch einer Erfassung der inneren Sprachformen, so wie es E. Lewy und J. Lohmann anstreben.

Ist dies alles geschehen, dann wird auch die Zielsetzung der Sprachinhaltsforschung verständlich: Es geht hier um eine ganzheitliche Sprachauffassung in dem Sinne, daß sämtliche die Sprachstruktur

¹³ Vgl. J. Lohmann, *Philosophie und Sprachwissenschaft*, Berlin 1965.

¹⁴ Vgl. H. Gipper, *Purpur, Weg und Leistung eines umstrittenen Farbwords*, *Glotta* 42, 1964, 39–69.

mitbestimmenden Faktoren in die empirische Sprachforschung einbezogen werden sollen.

In diesem Zusammenhang gewinnt z. B. die Methode der Feldforschung als ein Weg zur Aufhellung semantischer Gliederungen ihre zentrale Bedeutung. Diese spezifische Art der Gliederungsforschung darf sogar als eine Art struktureller Semantik bezeichnet werden, allerdings mit der Einschränkung, daß sie bei der heutigen Forschungslage noch nicht reif für eine durchgehende Formalisierung ist.

Bei der Beurteilung dieser oft angefochtenen Methode sind ebenfalls neuere Entwicklungen mit zu berücksichtigen: Manche Mängel der Anfangszeit, zu dogmatische Formulierungen und Vorstellungen (z. B. Lückenlosigkeit der Felder, mosaikartige Abgrenzungen usw.) sind längst überwunden und haben sprachwirklichkeitsnäheren Betrachtungsweisen Platz gemacht.¹⁵

Damit komme ich zum letzten Teil meiner Ausführungen. Der Sinn dieser meiner Kieler Bemerkungen war schlicht und einfach der, daß ich die *Societas Linguistica Europaea* von Anfang an vor jeglicher Einseitigkeit und vor jeder Bevorzugung bestehender Forschungsrichtungen warnen wollte. Es schien mir nicht überflüssig zu sein, gerade bei der Gründungsversammlung gegen das leidige Polemisieren, wie es heute zwischen einzelnen Forschungsrichtungen üblich ist, Front zu machen und zur Zusammenarbeit aufzurufen. Mir schien eine Komplementarität der Verfahrensweisen wünschenswert, denn je breiter das Fundament, desto stabiler der geplante Bau. L. Bloomfield und F. de Saussure wollte ich als Pioniere würdigen, von denen immer noch viel zu lernen ist, aber zugleich schien mir die Breite W. v. Humboldts wieder als erstrebenswert. Die Sprachwissenschaft müsse, so schloß ich, endlich werden, was sie schon längst sein sollte, eine Grundlagenforschung innerhalb der Wissenschaften vom Menschen.

Ich darf nun versuchen, die wichtigsten Einwände E. Zwirners gegen die vorgetragenen Gedanken darzustellen. Dabei stütze ich mich auf den erwähnten Aufsatz aus den *Indogermanischen Forschungen* von 1963 sowie auf einige brieflich mitgeteilte Bemerkungen.

¹⁵ Die neueste Darstellung der Feldlehre gibt Hans Schwarz in der Einleitung zum Bibliographischen Handbuch zur Sprachinhaltsforschung, Opladen/Köln 1966.

Zwirner geht von der Feststellung aus, daß die moderne Sprachwissenschaft seit dem Wirken F. Bopps, R. Rasks und J. Grimms endlich eine autonome Wissenschaft geworden sei, deren Ziel heute wie damals die Erfassung des Systems der Sprachen bleibe.

Sprachwissenschaft sei weder eine „Wissenschaft vom Menschen“ noch Philosophie. Unbedingt sei eine Beschränkung auf rein linguistische Aufgaben zu fordern. Der diachrone Aspekt der Junggrammatiker sei durch den Strukturalismus legitim um den synchronen Aspekt erweitert worden. Demgegenüber erschienen die Ziele der Sprachinhaltsforschung in mehrerer Hinsicht bedenklich: Es handle sich um den anfechtbaren Versuch, aus der Analyse von der Basis einer „Muttersprache“ aus Aussagen über Sprache überhaupt zu gewinnen. Dabei gefährde die Einbeziehung nichtlinguistischer Zusammenhänge nicht nur die Autonomie der Sprachwissenschaft, sondern führe vor allem zu einer heillosen Vermischung von sorgsam auseinanderzuhaltenden Gegenständen. E. Zwirner stellt in diesem Zusammenhang die Frage, ob muttersprachliche Analysen noch Linguistik oder schon Sprachphilosophie seien, und antwortet mit Entschiedenheit: Keines von beiden.

Die sogenannte Humboldt-Renaissance sieht er ebenfalls als bedenklich an: Was Humboldt in seiner Zeit gestattet war, nämlich Sprachwissenschaftler und Sprachphilosoph zugleich zu sein, sei uns nach Kants Einsichten in die Zuständigkeiten und Grenzen der einzelnen Erkenntnisbereiche nicht mehr erlaubt. Es könne heute nur Linguistik einerseits und Erkenntnistheorie andererseits geben, nicht aber beides in einem. Die Sprachphilosophie habe apriorisch nach den Bedingungen der Möglichkeit sprachwissenschaftlicher Analysen zu fragen. Auf diesem Weg habe der Neukantianismus, vor allem R. Hönigswald bis 1933 wichtige Vorarbeit geleistet, die fortzusetzen wäre. „Es gibt“, so faßt Zwirner seine Stellungnahme zusammen, „empirische, diskursive Linguistik, und es gibt apriorische Sprachtheorie im Rahmen der Erkenntnistheorie, d. h. einer Systematik der Wissenschaften – ein Drittes gibt es nicht“ (a. a. O., S. 145).

Natürlich unterstehe auch die Theorie der Sprache als Theorie der Linguistik dem Grundsatz der Diskursivität, auch habe sie selbstverständlich Beziehungen zur Geschichte und Literaturwissenschaft. Aber prinzipiell bleibe sie von der Sprachwissenschaft getrennt. Im Rahmen der erkenntnistheoretischen Aufgaben seien auch Begriffe wie „Inhaltbezogenheit“ zu definieren. Nicht aber dürfe dies in die

Linguistik einbezogen werden, wo spätestens seit F. Bopp kein Platz mehr für Spekulationen sei. Grenzverwischungen könnten nur auf Holzwege führen. Gesichtspunkt und Forschungsziel blieben stets entscheidend, wobei der Satz gelte: „Der Gesichtspunkt schafft das Objekt“ (a.a.O., S. 148).

Über diese Stellungnahme hinaus hat E. Zwirner noch brieflich bemängelt, daß die Sprachinhaltsforschung die ausländische Forschung übersehe und durch gegenseitiges Zitieren innerhalb der eigenen Reihen ein unzureichendes Bild der internationalen Forschungslage vermittele. Stellenweise mache sich auch eine unerträgliche Deutschtümelei bemerkbar, die gerade im Ausland als unangenehm empfunden werde. Vor allem seien auch die Leistungen des Strukturalismus nicht anerkannt worden. Um aber die semantische Seite der Sprachen wieder in die Linguistik einzubeziehen, wogegen nichts einzuwenden gewesen wäre, hätte ein Anschluß an die Semantik des 19. Jahrhunderts, und zwar unter Verzicht auf höhere Ansprüche, genügt. Dabei bleibe die Semantik ein Teil der Linguistik, zu deren Erforschung wiederum methodische Selbstbeschränkung erforderlich sei. Die tatsächlich praktizierte Inhaltsforschung vermische Erkenntnistheorie und Linguistik und sei deshalb weder das eine noch das andere. Sie mache den Eindruck deutscher Weltanschauung mit linguistischen Ambitionen. Typisch deutsch sei auch der Ganzheitsbegriff, der einer bedenklichen Verbindung disparater Gegenstände Vorschub leiste. Ich hoffe, die Ansichten E. Zwirners in seinem Sinne sachgerecht referiert zu haben, und darf nun abschließend eine kurze eigene Stellungnahme hinzufügen und zur Diskussion stellen:

Ich bin der Ansicht, daß sich heute keine Wissenschaft, insonderheit keine empirische Wissenschaft wie es die Sprachwissenschaft ist, als autonom betrachten darf. Gerade die Sprachwissenschaft scheint mir auf Grund der Eigenart ihres Forschungsgegenstandes nur in Zusammenarbeit mit den Nachbardisziplinen zukunftsreich zu sein. Damit möchte ich aber keineswegs einem Durcheinanderwirbeln von Zielsetzungen und Methoden das Wort reden. Ich stimme Zwirner völlig darin zu, daß dies verhängnisvoll wäre. Man muß natürlich wissen, was man jeweils tut und weshalb man es tut. Aber ohne ständige Anleihen bei anderen Wissensbereichen wird keine ausreichende Beschreibung irgendeines sprachlichen Phänomens möglich sein. Was die Nichtbeachtung der ausländischen Forschung in der Sprachinhaltsforschung anbetrifft, so möchte ich hier lediglich auf

den jetzt fertiggestellten ersten Band des Bibliographischen Handbuchs zur Sprachinhaltsforschung verweisen, der 6130 Arbeiten, alphabetisch geordnet nach Verfasseramen (Aakjaer – Gytkaer), erfaßt.¹⁶ Schon eine flüchtige Durchsicht zeigt, daß weit über die Hälfte dieser Titel auf ausländische Autoren entfällt. Hier ist wirklich alles einbezogen worden, was irgendwie für sprachinhaltliche Fragestellungen auswertbar sein könnte. Wenn in Veröffentlichungen deutscher Sprachinhaltsforscher häufiger deutsche Kollegen als etwa Amerikaner zitiert sind, so hängt das ganz einfach damit zusammen, daß die Erforschung der inhaltlichen Seite der Sprachen aus den geschilderten Gründen in den letzten Jahren vornehmlich eine deutsche Domäne war. In den Staaten, wo man vor allem strukturalistisch arbeitete, war daher auf diesem Gebiete einfach wenig zu finden. Umgekehrt stellt man etwa auf amerikanischer Seite das gleiche fest: In zahlreichen amerikanischen Veröffentlichungen erscheint kein einziger deutscher, kaum ein europäischer Forscher zitiert, noch ist ein auf dem alten Kontinent erschienen Buch genannt. Dies alles zeugt von einer bedauerlichen Isolierung der Forschungsrichtungen, die indessen auf beiden Seiten nachzulassen beginnt. Zugunsten der Sprachinhaltsforschung muß man jedoch gerechterweise sagen, daß alle greifbaren ausländischen Ansätze zur Erforschung inhaltlicher Sprachstrukturen hierzulande unverzüglich aufgegriffen worden sind. Unsere durch den zweiten Weltkrieg mitverschuldete Abkapselung ist lange überwunden. Erwähnt sei hier nur die große Beachtung, die etwa die Arbeiten E. Sapirs und B. L. Whorfs bei uns gefunden haben, zum Teil noch vor den großen Diskussionen, die hierüber in den USA geführt worden sind. Die „Deuschtümelei“ ist ein alter Vorwurf, der eigentlich nicht mehr wiederholt werden sollte. Es hatte ja doch gute Gründe, weshalb die Erforschung eines sprachlichen Weltbildes zunächst am Paradigma der eigenen Sprache erprobt wurde. Es konnte dabei nicht ausbleiben, daß neue Sehweisen auch eine neue, in diesem Fall also eine eigentümlich deutsche Terminologie hervorbrachte, deren Übersetzung naturgemäß noch Schwierigkeiten macht und nicht zuletzt deshalb auf Ablehnung stößt. Neues kann nun einmal nicht mit alten Begriffen ausgesagt werden. Die Sprachinhaltsforschung ist ihrer sprachtheoretischen Herkunft und Zielsetzung nach aber sicher so eigenständig, daß keine einfache

¹⁶ Das beim Westdeutschen Verlag in Opladen in Lieferungen erscheinende Werk ist auf vier Bände (alphabetischer und systematischer Teil) berechnet.

Fortsetzung der Semantik des 19. Jahrhunderts möglich erscheint. Diese Eigenständigkeit muß allerdings mit Nachdruck betont werden, und wir hoffen, daß die jetzt erschienene programmatische Einleitung zum Bibliographischen Handbuch zur Sprachinhaltsforschung die Unterschiede zur traditionellen Semasiologie und Onomasiologie ganz unverkennbar deutlich macht. Die Erkenntnistheorie darf meines Erachtens bei all diesen grundsätzlichen Fragestellungen nicht von der Sprachwissenschaft abgeschnitten werden. Sprachphilosophische Fragen gehören fundamental zur Sprachwissenschaft, da nur sie Grundlage wie Ziel dieser Disziplin aufzustellen vermögen. Der Ganzheitsgedanke scheint mir unentbehrlich zu sein. Vielleicht darf man gerade in ihm einen wichtigen deutschen Beitrag zur allgemeinen Sprachwissenschaft erblicken. Im übrigen darf nicht übersehen werden, daß auch in Amerika längst neue Entwicklungen eingesetzt haben: auf breiter Front nähert sich auch der Strukturalismus der bislang zurückgestellten semantischen Seite der Sprachen. Die transformative Grammatik verlangt nach Ergänzung durch die semantische Komponente, die J. J. *Katz* und J. A. *Fodor* u. a. liefern wollen. Aber schon vorher hat es stets andere Unterströmungen gegeben. Ein Gesinnungswandel war bereits durch E. Sapir, B. L. Whorf, K. L. Pike, E. Nida und andere eingeleitet. Ein heutiges Zentralthema der amerikanischen Linguistik lautet „Psycholinguistics“ (vgl. Osgood / Sebeok / Diebold: *Psycholinguistics. A Survey of Theory and Research Problems. A Survey of Psycholinguistic Research*. Indiana University, Bloomington 1965). Die selbständig gewonnenen Einsichten auf diesem Gebiet werden sehr gepriesen, und es ist für uns nicht ohne Reiz, schließlich auch den Hinweis zu finden, daß es sich hier allerdings nicht um völlig neue Entdeckungen handele, sondern daß in Europa schon seit längerem auch Ähnliches versucht werde. (Es folgt der Hinweis auf die sogenannten Neo-Humboldtian-Ethnolinguistics, vgl. S. 260.)

Umgekehrt haben natürlich auch die strukturalistischen Anregungen Amerikas in Europa und auch bei uns ein lebhaftes Echo gefunden. Man darf daher durchaus von einem Aufeinanderzutendieren der neueren Strömungen hüten und drüben sprechen. In der Tat ist die Zeit überreif für eine gegenseitige Annäherung und für neue Synthesen. Will man Strukturalismus und Sprachinhaltsforschung überhaupt gegenüberstellen, so scheint mir dies eigentlich nur mit Einschränkungen vertretbar zu sein. Am ehesten wird man sagen dürfen, daß

der Strukturalismus im Grunde eine Methode (bzw. ein Bündel von Deskriptionsverfahren) ist, die sich immerfort am Gegenstand, d. h. an den natürlichen Sprachen, zu bewähren hat. Seine sprachtheoretische Grundlage ist gewollt schmal und wird daher der ständigen Erweiterung bedürfen.

Sprachinhaltsforschung ist dagegen keine Methode, sondern eher ein Ziel, das auf Grund sprachphilosophischer und sprachtheoretischer Einsichten zu postulieren ist.¹⁷ Zur Erreichung dieses Zieles sind alle Methoden willkommen, die voranhelfen können. Auch die strukturalistischen Methoden sind in dem Maße einzubeziehen, wie sie sich als fruchtbar erweisen.

Schließlich aber ist bei all diesen Überlegungen eines nicht zu vergessen, was meines Erachtens bei der Beurteilung sprachwissenschaftlicher Forschungsrichtungen eine entscheidende Rolle spielt und doch meist übersehen wird: Man darf die persönliche Veranlagung und Neigung des einzelnen Forschers nicht außer acht lassen. Es wird stets Forscher geben, die nach Anlage, Herkunft und wissenschaftlicher Erziehung mehr der technisch-scientifischen Seite der Sprachforschung zuneigen werden, und ebenso andere, die sich mehr der transzendental-hermeneutischen Seite zugehörig fühlen. Es ist deshalb eine Illusion zu glauben, man könne jeden Vertreter der einen Richtung durch die Kraft rationaler Argumente zur anderen Seite hinüberziehen. Oft kann nur erreicht werden, daß der eine den Standpunkt des anderen respektiert, ohne ihn zu teilen. Dennoch ist förderliche Zusammenarbeit nicht unmöglich. Sie wird sich am ehesten zwischen solchen Forschern ergeben, die auf Grund vielseitiger Veranlagung beiden Seiten gegenüber offen zu sein vermögen. So hat sich z. B. bereits ein fruchtbarer Gedankenaustausch zwischen Forschern verschiedener Herkunft ergeben, etwa zwischen Vertretern der Sprachinhaltsforschung und Sprachwissenschaftlern, die Hjelmslev und Tesnière verpflichtet sind wie E. Coseriu und J. Fourquet. Solche Kontakte sind zu pflegen und auszubauen, wenn weitere Fortschritte in unserem Fach erzielt werden sollen.

¹⁷ Mit dieser zugespitzten Formulierung möchte ich zum Ausdruck bringen, daß die strukturalistischen Verfahrensweisen sich im Grunde in der Deskription, um deretwillen sie entwickelt wurden, erschöpfen, während die Sprachinhaltsforschung auf das Fernziel einer weltweiten Erfassung der „sprachlichen Weltansichten“ zustrebt, um von hieraus neue Zugänge zu den menschlichen Denk-voraussetzungen und allen damit verknüpften Problemen zu gewinnen.

* Auf das mir von den Herausgebern angebotene Schlußwort, in dem mir freundlicherweise Gelegenheit geboten werden sollte, auf die von Herrn Professor G. Ungeheuer und Herrn Professor E. Zwirner vorgetragenen Einwände zu antworten, möchte ich verzichten, einmal, um nicht die starke Position dessen auszunutzen, der das letzte Wort hat, vor allem aber, um das Urteil über die zur Diskussion stehenden Argumente und Gegenargumente ganz dem Leser zu überlassen. Ich bin beiden Korreferenten sehr dankbar für die ebenso offene wie faire Aussprache, aus der ich viel gelernt habe. – Nur einen Vorwurf möchte ich nicht gerne auf mir sitzen lassen, zumal er sicher auf einem Mißverständnis beruht: G. Ungeheuer zieht mich an der Stelle, wo ich mich gegen die Striktheit strukturalistischer Methodik gewandt habe, eines fundamentalen Irrtums: der Vertauschung von Objekt- und Metasprache; die Forderung nach methodischer Strenge sei als wissenschaftliches Grundgesetz unumstößlich aufrechtzuerhalten, so amorph und irregulär das zu untersuchende Phänomen auch sein möge. – Das Mißverständnis hängt hier an den Wörtern *Striktheit* und *Strenge*. In der Forderung nach Methodenstrenge im Sinne eines sauberen und kontrollierbaren Analyseverfahrens stimme ich G. Ungeheuer völlig zu. Ich wende mich selbstverständlich nicht hiergegen, sondern gegen den Rigorismus, gegen die Starrheit, gegen den Mangel an Flexibilität und Anpassungsfähigkeit an die Eigenart des Forschungsgegenstandes Sprache, der zumindest die methodischen Ansätze von Z. S. Harris u. a. kennzeichnet. Um es bildhaft kraß zu verdeutlichen: Wenn eine linguistische Methode wie eine Mähmaschine arbeitet, ist sie schwerlich geeignet zur Erfassung historisch gewachsener und in stetem Wandel befindlicher Sprachstrukturen. Ich bin sicher, daß G. Ungeheuer mir hierin beipflichtet, so wie es auch sicher ist, daß die strukturalistischen Methoden seither anpassungsfähiger geworden sind, ohne deshalb an Exaktheit eingebüßt zu haben. H. G.

Stellungnahmen

Von G. Ungeheuer

Der kurzen Vorbereitungszeit entsprechend, können diese Anmerkungen nicht mehr sein als ein etwas ausführlicherer Diskussionsbeitrag zu Gippers Vortrag. In vielen Punkten stimme ich mit seinen Ausführungen überein. Aus denjenigen Darlegungen, denen ich nicht folgen kann oder die mir einer Präzisierung bedürftig erscheinen, habe ich die wichtigsten als Themen meiner Bemerkungen ausgewählt.

1. Gipper weist richtig darauf hin, daß „Strukturalismus“ ein Sammelname für sehr heterogene Richtungen geworden ist. Trotz dieser Einsicht hält er sich doch zu sehr an dieses Wort, das heute zu einem Schlagwort geworden ist. Keine Wissenschaft wird ohne Einsichten

in die Struktur der erforschten Erscheinungen auskommen; die Inhaltsforschung selbst – und hier wird mir wohl Gipper recht geben – ist durch einen strukturalistischen Grundzug gekennzeichnet. Die Konzeption des sprachlichen Systems, in dem jede linguistische Einheit nicht absolut und isoliert, sondern relativ in bezug auf alle anderen darin enthaltenen Einheiten bestimmt ist, wurde in Europa besonders von F. de Saussure herausgearbeitet, jenem Sprachwissenschaftler also, dessen Gedanken sowohl in die Sprachinhaltsforschung Weisgerbers als auch in die Glossematik Hjelmslevs eingegangen sind.

Charakteristisch für die Sprachwissenschaft Bloomfields und seiner Schüler scheint mir der Terminus „descriptive linguistics“ zu sein, der von ihnen selbst verwendet wurde, wobei zu beachten ist, daß die deskriptive Linguistik als wissenschaftlicher Neuansatz gegenüber der traditionellen, historischen Linguistik verstanden wurde. Diese Wendung in der Sprachwissenschaft und der Systemgedanke sind nur zwei Aspekte derselben geschichtlichen Entwicklung in der Sprachforschung. Von ihnen aber steht nichts in den vier Punkten, die Gipper als charakteristisch für die vielfältigen Strömungen des Strukturalismus herausstellt. Wenn er im dritten Gesichtspunkt „die Entwicklung einer nachvollziehbaren Technik der Segmentierung und Transformierung auf den verschiedenen Beobachtungsebenen“ als Hauptziel hervorhebt, so legt er das Zentrum seiner Analyse einseitig in den Bereich der Methodologie. Dies ist allerdings richtig, daß die deskriptive Linguistik aus ihrer neugestellten Aufgabe heraus mit besonderer Sorgfalt sich methodologischen Problemen zuwandte. Die Erarbeitung wissenschaftlich einwandfreier Methoden aber ist von jeder Wissenschaft zu fordern.

2. Daß auf die Entwicklung des linguistischen Strukturalismus in den USA der sogenannte Logische Positivismus einen Einfluß hatte, ist bekannt. Der Grund hierfür lag in der Bereitschaft der Linguisten, sich in ihrem Sachgebiet zu bemühen, die Verifizierbarkeit wissenschaftlicher Aussagen zu gewährleisten, so wie es nach dem damaligen Kenntnisstand der Wissenschaftstheorie gefordert wurde. Der Hinweis auf die Methoden der exakten Naturwissenschaften, die Übernahme physikalistischer Betrachtungsweisen in den extremsten Fällen, die Anlehnung an das Gedankengut des Behaviorismus sind Folgen dieser wissenschaftlichen Grundhaltung. Sie können von sprachlichen Gesichtspunkten aus nicht befriedigend interpretiert

werden; ohne Berücksichtigung der damals vorherrschenden Lehre der Epistemologie bleiben sie unverständlich.

In der Entwicklung des Strukturalismus wird ein Bemühen um methodische Strenge und damit um Wissenschaftlichkeit sichtbar, das man bei vielen Sprachwissenschaftlern, die sich als Nicht-Strukturalisten betrachten, schmerzlich vermißt. Daß mit methodischer Strenge eine Einengung der wissenschaftlich erforschbaren Erscheinungsbereiche verknüpft ist, ist nicht verwunderlich, wenn man nicht von vornherein annimmt, daß alle mögliche menschliche Erkenntnis wissenschaftlicher Forschung entstammt. Daß dies eben gerade nicht vorausgesetzt wurde, läßt sich am vielgenannten Beispiel der Introspektion zeigen: Geleugnet wurde nicht die Möglichkeit der Introspektion, sondern die Kommunizierbarkeit der introspektiv festgestellten Sachverhalte.

Die Forderung nach methodischer Strenge ruft häufig einen Widerspruch hervor, der in folgendem Satz von Gipper in klassischer Weise formuliert ist: „Die Striktheit dieser methodischen Forderungen wäre, so möchte man sagen, wesentlich strengeren Systemen angemessen, als es die natürlichen Sprachen sind“ (S.6). In ihm steckt ein fundamentaler Irrtum: Verwechselt wird die begriffliche Klarheit und die Verifizierbarkeit eines Systems wissenschaftlicher Aussagen mit der augenfälligen Strukturiertheit des Forschungsgegenstandes. Hier wird die Metasprache (Sprache des Wissenschaftlers) mit der Objektsprache (untersuchte Sprache) vertauscht. Ein Phänomen kann noch so amorph und irregulär sein, die Forderung nach methodischer Strenge bei seiner Analyse muß als wissenschaftliches Grundgesetz unumstößlich aufrechterhalten bleiben.

3. Eine Folge der wissenschaftstheoretischen Einstellung, welche die Hauptvertreter des Strukturalismus auszeichnet, ist auch jene Vorsicht beim Umgang mit sprachlichen Bedeutungen, die man häufig (so auch Gipper) als „meaning-Feindlichkeit“ beschreibt. Ich möchte auf die sehr schwierige Problematik, die hiermit angesprochen ist, nur mit wenigen Bemerkungen eingehen.

Die Gedankengänge der sogenannten Strukturalisten sind in diesem Punkt sehr viel komplexer, als es die schwarz-weiß malenden, gefühlhaltigen Schlagworte ahnen lassen. Es lassen sich in ihnen verschiedene konstituierende Momente unterscheiden: die aus einer spezifischen Lösung des Verifikationsproblems resultierende Bevorzugung von „Strukturaussagen“ (siehe: G. Ungeheuer, Logischer

Positivismus und moderne Linguistik [Glossematik], Sprakvet. Sällsk. Förhandl., Uppsala 1961, 1–24), die Denkschemata eines gemäßigten Behaviorismus, die Hereinnahme sozialer Relationen als unableitbarer Größen. Auf dieser Grundlage wurde versucht, das Problem der „meaning“ anzugehen. Daß das Resultat bei diesem Ausgangspunkt anders aussieht, als wenn man Geist, Seele, psychische Vermögen und Denkhandlungen ohne genaue Abgrenzung möglicher Konnotationen voraussetzt, erscheint trivial. Im übrigen wurde empirisch so verfahren, daß man von den Informanten einfache Reaktionen verlangte, die als Korpus von Daten für die Analyse ein gesicherteres Ausgangsmaterial bilden als spezifische Urteile mit all ihren subjektiven Voraussetzungen.

Von Eberhard Zwirner

Zu dem vorzüglichen Referat von H. Gipper habe ich lediglich zwei Anmerkungen anzumelden: eine verhältnismäßig unwichtige und eine zweite, die zwar höchst zentrale Fragen betrifft, über welche jedoch auf der Grundlage des abgewogenen Referats eine für die Arbeit fruchtbare Verständigung möglich sein sollte.

Von keinem großen Gewicht ist die Anmerkung, daß man zwar „durchaus von einem Aufeinanderzutendieren der neueren Strömungen hüten und drüben (ich würde sagen: im Ausland und in Deutschland) sprechen“ darf, und daß „in der Tat die Zeit überreif sei für eine gegenseitige Annäherung und für neue Synthesen“. Meine Kritik bezog sich jedoch auf die mehr als 30 Jahre, die zwischen der beginnenden Prager Phonologie, der Hjelmslevschen Glossematik und den frühen amerikanischen Arbeiten zum Strukturalismus vergangen sind, ohne daß sie in Deutschland – mit verschwindenden Ausnahmen (Elise Richter, Wien; A. Schmitt usw.) – überhaupt zur Kenntnis genommen worden sind. Dies gilt auch noch für die in diesem Jahr erschienene Dudengrammatik, in der nach kurzer Darstellung der klassischen Lautlehre der Begriff der Opposition übernommen wird, ohne auch nur den Namen Trubetzkoy zu erwähnen, oder von einer Erneuerung der Grammatik die Rede ist, ohne auch nur einen einzigen ausländischen Autor zu nennen. Da diese Phase aber überwunden zu sein scheint, erübrigt sich in Zukunft diese Anmerkung.

Interessanter und wichtiger ist das Problem der „Autonomie der Wissenschaften“. Eine Verständigung scheint jedoch gleichsam vor der Tür zu stehen. Wenn Gipper auf die Notwendigkeit verweist, die engsten Beziehungen zu anderen Wissenschaften zu suchen, so darf er überzeugt sein, das volle Verständnis bei jemandem zu finden, der auf den Umwegen über Aphasieforschung und Psychopathologie, über Denkpsychologie und Erkenntnistheorie zur Phonetik und Linguistik gestoßen ist und dessen Lebensarbeit darin bestand, psychologische und physiologische, physikalische und mathematische Gesichtspunkte linguistischen Aufgaben unter- und einzuordnen. Aber eben darauf scheint es anzukommen, daß man nicht aus dem Auge verliert, was man eigentlich will und soll und daher weder trennt noch vermengt, sondern unterscheidet, und es hieße eine hundertfünfzigjährige wissenschaftliche Tradition preisgeben, wenn man leugnen wollte, daß die Ziele der Geschichte und Soziologie bei aller Bezogenheit auf die Linguistik doch von den Aufgaben der Linguistik unterschieden sind.

Autonomie der Linguistik heißt nicht mehr als Berücksichtigung der Eigenart der sprachwissenschaftlichen Aufgabe, unter deren Voraussetzungen der Gegenstand der Sprachwissenschaft definierbar wird. Dieser Gegenstand ist weder das gehörte Wort, bzw. der gelesene Text, noch „Sprache überhaupt“, sondern das System der in tradierten Sprachgemeinschaften geltenden überlieferten Formen und Normen der Verständigung. In diesem Sinn ist jede Grammatik inhaltbezogen; in diesem Sinn gehört Semantik selbstverständlich zur Untersuchung von Einzelsprachen. Wenn der amerikanische Strukturalismus – sei es auf Grund falscher Voraussetzungen, sei es auf Grund kritischer, vorläufiger Selbstbeschränkung – zunächst davon abgesehen hat, so scheint heute auch diese Phase überwunden zu sein. Allgemeine Bedeutungstheorie ist zwar unerläßlich für die Bestimmung der linguistischen Fragestellung, aber gerade als solche ist sie von den linguistischen Aufgaben unterschieden und muß von ihnen unterschieden werden.

Eine gewisse Schwierigkeit bietet der Verständigung der Umstand, daß Gipper mit zwei Begriffen der Apriorität operiert: Apriorität ist die Bedingung der Möglichkeit fachwissenschaftlicher Forschung, die Bedingung in unserem Fall also der Möglichkeit linguistischer Aufgabenstellung. Nicht aber ist Apriorität die Fülle individueller oder sozialer, nämlich bei der kindlichen Spracherwerbung *erworbener*

Bestimmungen unseres „Sinnhorizonts“. Erstens ist dieser Sinnhorizont von Sprache zu Sprache, ja, von Ideolekt zu Ideolekt verschieden, und zweitens ist seine Berücksichtigung kein Forschungsziel – es sei denn mit der Aufgabe, die Begrenzungen dieses Sinnhorizonts zu überwinden. Einer der Wege dieser Überwindung heißt in der Linguistik seit Bopp Vergleichung. Eben deshalb ist die methodische Beschränkung auf die Muttersprache gefährlich.

Die Hinweise auf die Naturwissenschaft sind keine Erfindungen der Strukturalisten, sondern haben eine über hundertjährige Geschichte. Sie sind falsch und damit praktisch erledigt, sofern hinter ihnen der Versuch steht, die Sprache in ein Naturobjekt zu verwandeln – eine Gefahr, die übrigens durch den Organismusbegriff von Humboldt keineswegs überwunden war. Sie bleiben aber von ständiger Bedeutung, wenn mit diesen Hinweisen die Forderung gemeint ist, daß sich auch die Linguistik eindeutiger (wenn auch infolge ihrer Autonomie eigenartiger) Begriffe zu bedienen habe, so wie das die Naturwissenschaft seit Galilei und Newton tut. Denn Eindeutigkeit und Wissenschaftlichkeit kann man geradezu als identisch bezeichnen.

Es ist auch ein Irrtum, heute zu sagen, daß die Mathematisierung der Naturwissenschaften eine Selbstverständlichkeit, die Mathematisierung der Geisteswissenschaften jedoch dem Gegenstand der Geisteswissenschaften nicht adäquat und daher nicht erlaubt sei.

Abgesehen davon, daß hier mit einer Autonomie der Geisteswissenschaften operiert wird, die gerade den gegen die Autonomie der Einzelwissenschaften gerichteten Tendenzen Gippers nicht gerecht würde, ist diesem Argument gegenüber zu sagen: Erstens, daß diese Zweiteilung ebenso alt und ehrwürdig wie unbegründet und unhaltbar ist, und zweitens, daß zur Zeit der Mathematisierung der Chemie vor 150 Jahren die deutschen Chemiker dieselben spekulativ-chemischen Argumente gegen diese Mathematisierung vorgebracht haben, wie sie heute von (deutschen) Linguisten gegen die Mathematisierung der Linguistik vorgebracht werden – wozu noch zu sagen ist, daß Mathematisierung in gar keiner Weise den Anspruch erhebt, die linguistische Methode zu ersetzen, wohl aber zu ergänzen, was freilich erst möglich ist, wenn die Linguistik mit eindeutigen Begriffen operiert, was in ihrer diachronischen Phase nur bedingt geschehen ist.

Ein solcher nicht eindeutiger Begriff ist z. B. der von Gipper in seinem Vortrag benutzte Begriff der „Ganzheit“. Der Begriff der

„erlebten Ganzheit“ ist in seiner psychologischen Bedeutung und Differenziertheit wohl definiert – *hier* ist er es nicht. Es würde zu weit führen, hier im einzelnen zu begründen, warum er hier ersetzt werden müßte durch einen definierten Begriff des „Systems der Wissenschaften“ – nämlich aller Methoden, die der Linguist zu berücksichtigen hat, um sein Objekt zu beschreiben, und von denen er sich doch, indem er sie berücksichtigt, unterscheidet.

Auch den Begriff der „Sprachinhaltsforschung“ halte ich bis jetzt noch für nicht genügend definiert. Steht der Begriff des „Inhalts“ in einer oder steht er in mehreren Oppositionen? Das heißt zur linguistischen „Form“ oder auch zur „Form“ der Literaturwissenschaft? Und ist bewiesen, daß dieser Begriff der Opposition seinem Gegenstand gemäß ist? Für fruchtbarer halte ich es zunächst, die linguistische Methode im Zusammenhang der beiden anderen Methoden zu definieren, die sich auf Quellen beziehen – der literaturwissenschaftlichen und der historischen Methode –, und danach zu fragen, mit welchem Sprachinhaltsbegriff der Linguist operieren muß, wenn er Sprachen bestimmen und voneinander unterscheiden will?

Eine Überwindung formalistischer Einengung des Gegenstandes und der Methode der Linguistik wird jedoch kaum gelingen durch Ausweichen in eine sogenannte „Psycholinguistik“. Die Argumente, die sie für sich ins Feld führt, sind Scheinargumente, wie es schon die Argumente für die „Psychophonetik“ Baudouins de Courtenay waren. Was Karl Bühler gegen diese ins Feld geführt hat, gilt mutatis mutandis auch für die „Psycholinguistik“. Die Autonomie der Linguistik, d. h. die Eigenart ihrer Forschungsziele und Gegenstände, verlangt adäquate Definitionen.

Ich möchte aber nicht versäumen, meiner Dankbarkeit Ausdruck zu geben für die Weite, unter der Gipser die von ihm aufgeworfenen Probleme behandelt hat und für die Korrektheit, mit der er meiner Auffassung, die sich auch im Wandel befindet – wie sollte es anders sein? –, in meiner Abwesenheit Ausdruck gegeben hat.